



Stationen eines Lebens:
Schwester Blasia, etwa
34-jährig, in Ifakara,
Tansania (o.), und
2019 in Erinnerungen
blättern (l.).

GENÜGSAMES GLÜCK

Fast sechzig Jahre lang lebte sie in Tansania, war Krankenschwester, Hebamme, Oberin. Schwester Blasia hat ein aussergewöhnliches Leben gelebt und trotz Entbehrungen tiefe Zufriedenheit gefunden.

— Text Erwin Koch Fotos Herbert Zimmermann

Gestern war einer hier, hundert Fragen, sagte der Mann, habe er im Gepäck: Wann, Schwester Blasia, sind sie geboren, wo und wie?

Ich musste lachen – wann, wo, wie?

In Knüsligen im Bett meiner Mutter, 27. November 1931 – jetzt möchten Sie wissen, gell, wo Knüsligen ist? An der Strasse zwischen Malters und Hellbühl, Kanton Luzern. Wir waren sechs Kinder, ich das zweitjüngste, wir hatten fünf Kühe, elektrischen Strom nur in Küche, Stube, Stall, Rösti zum Frühstück, kein Telefon – reicht die Antwort?

Der Mann notierte schnell und sagte: Sie sind jetzt fast neunzig, was, Schwester Blasia, ist Ihre früheste Erinnerung?

Was der wissen wollte, gestern Nachmittag in meinem kleinen Zimmer –

Die früheste Erinnerung? Keine Ahnung. Oder vielleicht doch – Einst hiess ich Elisabeth – ich glaube, ich war ein nor-

males Kind, normal brav, normal frech, normal traurig, normal fröhlich, etwas Besonderes war ich nie, besonders wollte ich nie sein, dafür habe ich kein Talent. Deshalb, vielleicht, ging es mir mein Leben lang gut, selbst dann, wenn wir im Spital, das ich leitete, kein Bett mehr frei hatten, kein Wasser, keinen Strom, keine Medikamente mehr. Es ging, irgendwie, trotzdem immer weiter –

Es ging weiter, als Schwester Verona starb, meine letzte und einzige Vertraute in Rhotia, einem Dorf im Norden von Tansania, jenseits dessen, was man in Europa Zivilisation nennt, sechs Stunden bis zur nächsten Stadt – es war der 26. Oktober 2016, am frühen Morgen hatten wir noch gebetet, waren noch zur Messe gegangen, hatten gemeinsam gefrühstückt, Brot, Butter, Konfitüre, Schwester Verona, sechs Jahre jünger als ich, lief dann hinüber zu unserem kleinen Spital, Rhotia Health

Center, brach dort plötzlich zusammen, Männer trugen sie in unser Haus, legten Schwester Verona auf ihr Bett –

Und ich sass auf einem Stuhl und sah sie sterben, ich sass auf diesem Stuhl und weinte laut: Nitafanja nini? Nitafanja nini? – Was das heisse, fragte der Mann in meinem Zimmer, hundert Fragen vor sich, einen Stift in der Hand.

Nitafanja nini? Was mach ich nun? Das ist Swahili, die Sprache der Einheimischen, die ich, nicht sprachbegabt, gelernt hatte.

Nun war ich allein, die einzige Schwester aus Baldegg in Rhotia, ein Relikt –

Wer Spass an einem grossen Begräbnis hat, stirbt am besten in Tansania. Wohl tausend Menschen kamen zur Beerdigung von Schwester Verona, Oktober 2016, vier Kühe wurden geschlachtet, gebraten, gegessen, eine Feier ohne Ende, Schwester Verona, hätte sie noch gelebt, wäre am Trubel wohl gestorben. →

«Besonders wollte ich nie sein, dafür habe ich kein Talent»: Schwester Blasia im Kloster Baldegg.



**Willkommen,
Erdenbürger!
Hebamme Blasia
2014 in Rhotia
mit einem
Neugeborenen.**

Jetzt lachte der Reporter an meinem Bett und sah hinaus auf die Wiesen und Wälder vor dem Zimmer in Baldegg, Kanton Luzern.

Und als ich dann, sagte ich, Rhotia verliess, acht Monate später im Juli 2017, machten sie mir ein Abschiedsfest, wieder liess eine Kuh ihr Leben, auch eine Ziege kam aufs Feuer, Kuh und Geiss musste ich anschneiden, die Menschen damit füttern, so will es der Brauch. Ich weiss nicht, wie viele Kuchen wir assen, wir tanzten und sangen – am Ende schenkten sie mir einen Gehstock, eine schöne blaue Decke, unter der ich jede Nacht schlafe, Kühe vor dem Fenster, die Burg von Hohenrain, den Lindenberg, die Serengeti.

Schwester Blasia, fast sechzig Jahre lang waren Sie in Afrika, halfen über tausend Kindern auf die Welt, seit zweieinhalb Jahren sind Sie zurück im Mutterhaus, Sonnhaldenstrasse 2, Postleitzahl 6283 – hatten Sie nie eine Krise, vielleicht aus Erschöpfung?

Ich schlief ja meinen Schlaf.

Aus Überforderung?

Ich habe meinen Gott.

Gab es, Schwester Blasia, nie den Wunsch, irgendwo irgendwann irgendwie ein anderes, vielleicht leichteres Leben zu beginnen?

Nein.

Gab es nie den Gedanken, im Leben etwas verpasst zu haben, vielleicht eine eigene Familie?

Mein Weg ist mein Weg, sagte ich gestern Nachmittag in meinem Zim-



«In Tansania lernte ich, aus dem wenigen, was wir hatten, etwas Nützliches zu machen.»

Schwester Blasia

mer, das kaum mehr Platz hat als für ein Bett.

Was der für Fragen stellte – Worauf sind Sie stolz? Was bereuen Sie? Worüber freuen Sie sich jeden Morgen?

Dass ich lebe – ist doch klar.

Meine früheste Erinnerung ist vielleicht die: Männer in schwarzen Kleidern tragen unseren Vater ins Haus, es ist der 27. November 1934, mein dritter Geburtstag. Vater war lange weg gewesen, nun ist er zurück und liegt in der Stube. Kränze stehen neben ihm, Blumen überall, noch nie in meinem Leben sah ich so viele Blumen, weisse, rote, gelbe, sie riechen wunderbar. So viele Leute. Sie schweigen und beten, spritzen Wasser auf Papa, der nichts sagt.

Nun stellt der Journalist bestimmt die Frage, ob der frühe Tod meines Vaters mich prägte –

Ich nehme es an, sagte ich, es muss wohl so sein. Vielleicht war es nicht so sehr der Tod des Vaters, der mich prägte, sondern die Trauer der Mutter, ihre Ohnmacht und Einsamkeit.

Wie, Schwester Blasia, ging es danach weiter in Ihrem Leben?

Wir waren sechs Kinder, das älteste zehn, das jüngste anderthalb, Mutter gab, obwohl man sie dazu einlud, keines in Pflege. Ein Bruder meines Vaters kam auf den Hof, kümmernte sich um Vieh und Stall, es war ein einfaches Leben in Knüsligen an der Strasse zwischen Malter und Hellbühl, Rösti zum Zmorgen, oft Rösti zum Znacht – daran musste ich denken,

als ich 1958, 27 Jahre alt, nach Mtimbira kam: Mais und Bohnen am Montag, Bohnen und Mais am Dienstag. Hat mir, wie Sie sehen, nicht geschadet.

Es muss nicht immer Cervelat sein, sagte der Besucher.

Unsere Spielzeuge, redete ich, waren aus Holz, morgens und abends spannten wir den grossen Hund vor den Karren und brachten die Milch zur Käserei –

Wie hiess der Hund?, fragte der Reporter.

Was der alles wissen will –

Unser Hund hiess Tiger.

Hatten Sie, Schwester Blasia, als Kind bereits den Wunsch, Hebamme zu werden?

Was aus mir würde, war mir kein Thema, ich war ein Bauernmädchen wie so viele andere, nichts Besonderes, bei Lehrer Burri, im Schulhaus Wilgis, sasssen drei Klassen in einem Zimmer, sechzig Kinder, ich weiss, dass ich nach Ceylon wollte, als Geografie ein Fach war – niemand in meiner Familie hatte je Lust auf die Fremde, ich aber wollte nach Ceylon.

Ceylon?

Keine Ahnung weshalb. Weil der Name so schön und seltsam klingt.

Er lachte und wühlte in seinen Fragen.

Wieso, Schwester Blasia, wurden Sie Klosterfrau?

Wieso wird man Klosterfrau? Wieso wird man Ehefrau, Ehemann, Mönch, Einsiedler, Partyfritz?

Ich habe, sagte ich, keine bessere Antwort als diese: Weil dies mein Weg ist. Der Weg, der für mich stimmt. Basta.

Nach der Sekundarschule in Malter war ich einen Sommer lang Hausangestellte, Köchin, Erzieherin, Magd in Inwil, die Familie, der ich diente, hatte vier kleine Kinder, und die Schwester des Bauern war Nonne in Baldegg, Schwester Wilhelma. Dann drei Jahre als Köchin im Notburgaheim an der Minervastrasse in Zürich, ein Haus für Mädchen und junge Frauen, geführt von Schwestern aus Baldegg, darunter eine Cousine meiner Mutter, Schwester Theodista.

Wie kamen Sie eigentlich zu Ihrem Namen?

Wieder musste ich lachen, dass mein Rollstuhl zitterte.

Damals, in den Fünfzigerjahren, gab es fast tausend von uns, sagte ich, und keine durfte heissen wie die andere. Deshalb



**Freude teilen:
Die Ordensfrau
etwa 1958 mit
Kindern in
Mtimbira (I.).
Porträt vor der
Reise nach
Afrika 1958 (u.).**

Hier drückst du deinen Finger auf einen Knopf, ganz zart und leicht – und du hast Licht. Drückst deinen Finger auf ein Gerät – die Maschine summt.

Du drehst am Hahn – das Wasser läuft, heiss, warm, kalt. In Tansania lernte ich, mit wenig auszukommen, ich lernte, aus dem wenigen, was wir hatten, etwas Nützliches zu machen. Und dennoch waren wir privilegiert, wir Schwestern waren, und das beschäftigt mich bis heute, bei allem, was wir taten, die reichen Weissen, die Wege und Mittel hatten, um nach Afrika zu kommen, wir wurden bewundert, beneidet, wir waren, obwohl nur Nonnen, die Chefs. Chef wollte ich nie sein, sie nannten mich Mama kali, strenge Mutter – es blieb mir nichts anderes übrig, als streng zu sein, ab und zu.

Ein Beispiel?

Wer einen Kranken pflegt, wäscht, bevor er einen anderen pflegt, die Hände, basta. Man gräbt dem Nachbarn nicht das Wasser ab, basta. Tansania, und nicht nur Tansania, ist das Land, wo keiner das Loch in der Strasse füllt – wo jeder das Loch mit Lust umfährt, verstehst du?

Was hast du von den Afrikanerinnen gelernt?

Gastfreundschaft, Grosszügigkeit, Frohsinn – in Tansania habe ich gelernt, die Uhr abzulegen, um Zeit zu gewinnen.

Erzähl mir von deinen Anfängen im Kloster.

Da war niemand, der mich auf die Idee brachte, Ordensfrau zu werden. Da war auch keine Stimme, die mich plötzlich rief. Nach den drei Jahren in Zürich rief ich wieder zu Hause in Knüsligen, half meiner Mutter – und sagte ihr eines Tages, ich überlegte mir, ins Kloster zu gehen. Sie freute sich. Also schrieb ich der Frau Mutter in Baldegg, Schwester Sixta, einen Brief und bat um ein Gespräch.



haben manche so wundersame Namen, Schwester Zephirina, Schwester Clothildis, Schwester Ermelindis – Blasia heisse ich, weil mein Bruder sagte: Wenn schon im Kloster, dann mit einem Namen, den man aussprechen kann.

Blasia –

Gibt es denn ein Vorbild, eine heilige Blasia?, fragte der Reporter.

Noch nicht, lachte ich.

Eigentlich könnten wir einander Du sagen, sagte er.

So sei es, sagte ich, was willst noch wissen, junger Mann?

Was sind die grossen Unterschiede zwischen einem Leben in Tansania und dem Leben im Luzernischen?

**Symmetrische
Ästhetik:
Das Kloster
Baldegg im
gleichnamigen
Luzerner Ort.
Gebaut wurde es
vom Architekten
Marcel Breuer.**



Weshalb Baldegg und nicht Eschenbach oder Menzingen oder Fahr?, fragte er.

Weil die Baldegger Schwestern, anders als die anderen, nach Tansania fuhren, ich wollte weg, in die Mission, ans andere Ende der Welt.

Dann?

Am Tag, als ich nach Baldegg reisen sollte, um mich zu bewerben, durfte ich den Hof nicht verlassen, wir standen unter Quarantäne, hatten die Maul- und Klauenseuche im Stall. Schliesslich fuhr ich am Ostermontag 1951, ich war neunzehn, auf dem Velo von Knüsligen nach Baldegg, fand dort den Eingang des Klosters nicht, stellte das Rad vor die Küchentür – und sagte der Frau Mutter, als ich endlich vor ihr sass, es sei mein Wunsch, dereinst in Afrika zu wirken. Schwester Sixta notierte – am 14. August 1951 kam ich wieder, diesmal mit dem Zug, einen kleinen Koffer neben mir, nun war ich Kandidatin der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung, besuchte ab dem September die Pflegerinnenschule in Sursee, wurde Krankenschwester.

Heimweh?

Wonach?

Nach der Mutter, nach der Familie, dem Hof, dem Hund? Heimweh nach Knüsligen?

Nie.

Du wurdest also diplomierte Krankenschwester?

So nannte man das. Nach dem Diplom wurde ich in Baldegg ins Noviziat aufgenommen, 8. August 1953, ich hiess nun

nicht mehr Elisabeth, sondern Schwester Blasia, trug das Haar nicht mehr offen, sondern unter einem Schleier. Um sechs Uhr morgens standen wir auf, beteten, assen, arbeiteten, beteten, assen, ruhten, arbeiteten, beteten, assen, schliefen, ab 20 Uhr war klösterliches Schweigen – mein Weg.

Das Noviziat dauerte –

Ein Jahr, sagte ich. Danach, am 18. August 1954, war die Profess auf Zeit, eine feierliche Sache, Franziskus von Streng, Bischof von Basel, sass im Gestühl der Kirche. Zusammen mit anderen jungen Frauen versprach ich der ganzen Gemein-

BUSCHSPITAL RHOTIA

Schwester Blasia Zihlmann war die letzte Baldegger Schwester im Buschspital von Rhotia in Tansania. Heute wird das Spital von einer einheimischen Ordensgemeinschaft geführt, die von den Schwestern aus Baldegg gegründet wurde: den Franciscan Sisters of Charity. Wer dem Spital Gutes tun will, benütze das Missionskonto des Klosters Baldegg:

**Verein Kloster Baldegg
Missionssekretariat
6283 Baldegg
IBAN CH44 0900 0000 6000
35 24 3
Kontonummer 60-3524-3
Vermerk: Spital Rhotia**

schaft, fortan als Schwester von der Göttlichen Vorsehung zu leben, arm, gehorsam, keusch. Sechsmal, alle Jahre wieder, wiederholte ich mein Gelübde, danach, 1960, längst in Tansania, feierte ich die Ewige Profess, es war sechs Uhr morgens, ein schneller, schlanker Akt ohne Tamtam.

Wann und wie, Schwester Blasia, reitest du zum ersten Mal nach Tansania?

Moment, junger Mann. Zuvor besuchte ich in Zürich noch die Hebammenschule, ein Jahr, war dann vier Monate in London, um Englisch zu lernen – nach Afrika reiste ich 1958, 27-jährig, mit dem Zug nach Venedig, mit dem Schiff nach Daressalam, zwei Wochen dauerte die Reise.

Dein erster Eindruck dort?

Alles so anders als in Knüsligen und Baldegg.

Bleib ernst, sagte er.

Das bin ich, sagte ich und grinste.

Und dann?

Fast sechzig Jahre Tansania. Zuerst einige Monate in einem Kinderheim, dann drei Jahre in Mtimbira, Bohnen und Mais, Mais und Bohnen, Geburten, Tuberkulose, Wunden, Durchfall, Geburten – eines Tages, 1959, lagen sechs Briefe vor mir, alle aus der Schweiz, ich öffnete den ersten, eine Schwester aus Baldegg sprach zum Tod meiner Mutter das Beileid aus, ich erschrak, öffnete einen zweiten Brief, abgeschickt in Maltes drei Wochen zuvor, Mama sei auf dem Weg zur Kirche überfahren worden –

Schwester Blasia, fragte gestern der Mann in meinem Zimmer, was hat dich,

**Füreinander da:
Schwester Martine
hilft Blasia,
den Schleier
zu richten.**



sechzig Jahre lang von Armut belagert, vor der Verzweiflung bewahrt?

Der Gott, an den ich glaube –

Und das Bewusstsein, dass ich die Welt allein nicht retten kann –

Danach war ich ein Jahr in Sofi, war wieder Krankenschwester und Hebamme. Schliesslich, eher widerwillig, aber unsereine ist ja gehorsam, kam Ifakara, 26 Jahre, 16 davon als Oberin des Spitals, wir hatten fünf Säle à dreissig Betten – und ich sah zum Rechten, wurde Mama kali. Ab und zu hatte ich die Malaria, dann legte man sich hin, wartete, betete, arbeitete.

Wann warst du zum ersten Mal wieder in der Schweiz?

Nach neun Jahren, 1967. Kaum hatten wir den Suezkanal passiert, wurde er geschlossen, es war Sechstagekrieg. Zu Hause war nun alles neu und anders, an jeder Ecke stand eine Ampel, die von Rot auf Grün sprang und umgekehrt, die Jungen trugen seltsame Geräte mit sich, gefüttert mit kleinen Kassetten, Tonbändern.

In Afrika ins Grab zu kommen, war nie dein Wunsch?

Erde ist Erde, basta. Ich war gern dort, nun bin ich gern hier, ich werde gefüttert und gestreichelt, besucht von Nichten und Neffen – und neugierigen Leuten wie dir.

Zuletzt kam Rhotia?

Unser Buschspital im Norden, vierzig Betten. Elefanten, wenn sie Durst hatten,

**«Ab und zu hatte ich die
Malaria, dann legte man sich hin,
wartete, betete, arbeitete.»**

Schwester Blasia

gruben die Wasserleitung aus, den Anästhesisten, wenn eine Operation anstand, mussten wir aus Karatu kommen lassen, fast eine Tagesreise weit. Manchmal, begleitet von einem Chauffeur, fuhr ich in die Dörfer zu den Müttern, besah mir ihre Kinder, holte sie, wenn nötig, in die Klinik, bat den Chauffeur, zu halten, wenn ich Giraffen sah, diese schlanken hohen Tiere, friedfertig und würdevoll, Afrika ist wunderbar – was kann ich dir noch erzählen?

Ich weiss, sagte er, dass du unter die Räuber gerietst.

Ach, sagte ich. Muss ich das nun verplappern?

Du musst.

Eines Nachts, Schwester Verona, meine Mitschwester in Rhotia, war nicht im Haus, hörte ich seltsame Geräusche, ich dachte, unser Hund, der gute Bobby, habe etwas zu Fall gebracht, ich stand auf, sah, dass die Haustür eingedrückt war, zwei Männer standen im Flur, maskiert, einer schlug mir sein Buschmesser auf den Kopf, Blut spritzte, sie drückten mich zur Seite, rannten in mein Zimmer, nahmen mein Handy und die Schlüssel des Spitals, dann gingen sie ins Zimmer von Schwester Verona, wo ist das Geld? Wo ist das Geld? Ich gab ihnen eine Schachtel, gefüllt mit alten, zerfledderten Scheinen, kaum noch gültig – und versteckte schnell eine andere, neues gutes Geld darin, tansanische Schilling. Dann verliessen sie das Haus, verschwanden in der Nacht, es war zehn Uhr, ein Arzt nähte meine Wunde, der Pfarrer rief die Polizei, sie kam um zehn am ande-

ren Tag – Afrika.

Kein Groll? – Worauf?

Schwester Blasia, was zwingt dich in den Rollstuhl?

Meine Beine, die nicht sind, was sie waren. Kaum zurück in der Schweiz, brach ich mein rechtes, ich hörte es krachen, wurde operiert, ging am Rollator, stürzte wieder, brach das linke, keines kommt zu kurz bei mir – alles ist gut.

Letzte Frage, Schwester Blasia, wie siehst dein Himmel aus?

Du stellst Fragen –

Himmlich!, sagte ich gestern Abend, als es zu schneien begann, Schweizer Braunvieh vor meinem Fenster und gern auch eine Giraffe. ■